

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

23.9.1934 (No. 38)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 38



23. Septbr. 1934

Ernst Wolfgang Falk / Karl Friedrich Nebenius

Zum 150. Geburtstag des badischen Staatsmannes

Jugendzeit

Am 29. September 1784 wurde dem markgräflichen Amtmann Nebenius zu Rhodt in der Rheinpfalz ein Sohn, Karl Friedrich, geboren. Rhodt gehörte damals zum linksrheinischen Besitz des Markgrafen von Baden; freilich nicht mehr lange. 1792, unter den Auswirkungen der französischen Revolution, wurde der Amtmann von den Franzosen vertrieben, und das Land kam in die Hände der Nachbarn. Markgraf Karl Friedrich stellte den Amtmann an die Spitze der Herrschaft Mahlberg. Als der junge Nebenius 17 Jahre alt war, starb der Vater. Die Mutter — eine geborene Straßburgerin, eine tüchtige, geschickte, gesunde Frau, sie wurde 90 Jahre alt — ließ den jungen Karl Friedrich nach absolvierter Gymnasialzeit studieren. Er ging nach Tübingen; Jurisprudenz war sein Fachgebiet, daneben vertiefte er sich in mathematische und naturwissenschaftliche Studien. Dann ließ er sich kurze Zeit in Rastatt als Hofgerichtsadvokat nieder; begab sich aber bald nach Besancon, um dort die französische Verwaltung kennen zu lernen.

Es war die Zeit der napoleonischen Macht, die Jahre des Rheinbundes, die Tage des Aufbaues des durch die imperialistische Politik des Pariser Protektors geschaffenen neuen Großherzogtums Baden, unter Reichensteins diplomatischer Führung aus der kleinen Markgrafschaft herausentwickelt: die Probleme der organisatorischen Gestaltung des neuen Landes sollten in Anlehnung an französische Verwaltungsgrundsätze gelöst werden. Der innere Kampf, der über ein Jahrzehnt um die Prägung des neuen Staates ging, war zugleich ein Kampf zwischen den Ideen des mit ständisch-feudalen Elementen vermischten deutschen Absolutismus und jenen der Revolution; ein Kampf, der dem Werden Badens seine besondere Bedeutung gab und für jeden künftigen badischen Staatsmann die Kenntnis des französischen Systems der inneren Macht und der staatlichen Verwaltung zur Voraussetzung machte. Das gab dem Schritt des jungen Nebenius innere und äußere, juristische und politische Berechtigung. Er arbeitete in Besancon unter dem Präfekten Debry; es war jener französische Gesandte Debry, der einst als einziger dem berüchtigten Rastatter Gesandtenmord entgangen war. 1807 kam Nebenius nach Baden zurück und wurde Geh. Sekretär im Finanzdepartement in Karlsruhe. 1809 ging er noch einmal auf einige Zeit nach Paris, um dort seine Kenntnisse zu erweitern. 1810 wurde er Kreisrat in Durlach; 1811 erhielt er die damals bedeutende Stellung eines Finanzrates im Finanzministerium, 27 Jahre alt.

Der Finanzrat

Die Konstitutionsedikte Brauers, die Organisationsedikte Reichensteins hatten in der inneren Verwaltung, der Code Napoleon in der Rechtspflege eine gewisse Einheit geschaffen: nun sollte die Steuerreform den Abschluß bringen. Ein gewaltiges Werk, da es mit so vielem Altem, Eingewurzelttem aufräumen mußte, eine in alle wirtschaftlichen Verhältnissen einschneidende Umgestaltung, und doch eine historische Notwendigkeit der Entwicklung. An die Stelle der vielerlei Abgaben, Accisen, Gefälle und alter Steuervorrechte der Feudalzeit der verschiedenen, nun überkommenen Landestelle und geistlichen und weltlichen Herrschaften sollte ein einheitliches Steuerrecht treten. Das war die große Aufgabe, die 1812 in Angriff genommen wurde. Neben Sensburg und Böckh war es vor allem der junge Nebenius, knapp 30 Jahre alt, der durch seine eingehenden theoretischen und praktischen Kenntnisse, aber auch durch sein klares wirtschaftliches Denken der geeignetste Mann dafür war.

Ein einheitliches, direktes und indirektes Steuersystem, das sich in seinen wesentlichen Teilen hundert Jahre lang erhielt, wurde eingeführt; an die Stelle der komplizierten alten Territorialzölle trat eine einheitliche Zollordnung. Eine einheitliche Grund-, Häuser- und Gefälleordnung und die Gewerbesteuer folgten. Die Steuerreform fand begreiflicherweise viele und scharfe Gegner; schon an sich nicht verwunderlich, aber infolge der wirtschaftlichen und politischen Not jener Jahre noch besonders verschärft. Die Kriege Napoleons jagten die Blüte der badischen Jugend in den Tod in Spanien und Rußland, kosteten Unsummen Geld, Kriegsfondersteuern folgten rasch aufeinander, und dazu kamen nach dem Frieden zu allem Unglück die zwei Mißjahre 1816 und 1817. Der Preis des Getreides stieg von 1815 auf 1817 auf das Vierfache, die Kartoffeln auf das Siebenfache.

Nebenius erhielt gleich nach Abschluß der Steuerreform den Auftrag, eine Schrift zu verfassen, um die Neuordnung beim Volk populär zu machen. Sie erschien 1815 in der Müllerschen Hofbuchdruckerei: „Ueber die direkte Steuer im Groß-Baden. Von einem badischen Mitbürger“. Die Schrift löste eine ganze Literatur aus und spielte ebenso wie die Steuerreform selbst eine wichtige Rolle in den innerpolitischen Auseinandersetzungen jener Tage. Diese führten, auf der Grundlage der Finanznot und der wirtschaftlichen Krise jener Jahre, zu jenem bedeutsamen Werk, das weniger den Finanzrat als den Staatsmann Nebenius zum Verfasser hat: die badische Verfassung.

Der Schöpfer der Verfassung

Man kann sich heute nur schwer eine Vorstellung darüber machen, welche Bedeutung die Verfassungsfrage für die Menschen jener Zeit hatte. Von einer Verfassung, die an die Stelle des fürstlichen Absolutismus eine politische Gemeinschaft von Regent und Untertanen setzen sollte, erwartete man alles Heil. Die Vorgeschichte der badischen Verfassung umfaßt etwa einen Zeitraum von zehn Jahren. Aber erst 1816 wurde die Frage wirklich brennend; Großherzog Karl gab dem Minister Sensburg den Auftrag, einen Verfassungsentwurf vorzulegen. Er sprach darüber mit dem jungen Rat Nebenius. Das Ergebnis der streng vertraulichen Unterredung war ein Auftrag Sensburgs an Nebenius, nach seinen, des Ministers, Direktiven einen Entwurf auszuarbeiten. Sensburg übergab diesen dann dem Großherzog, freilich ohne Nebenius als Verfasser zu nennen; vielmehr tat er so, als ob er ihn selbst ausgearbeitet habe. Aber der Großherzog hatte ganz zufällig und ohne Zutun von Nebenius erfahren, daß dieser der Verfasser sei. Erhödem Karl dem neugeborenen, vom Judentum zum Christentum übergetretenen Freiherrn eine Möglichkeit gab, die Wahrheit zu sagen, blieb Sensburg bei seiner Behauptung — ja, log dem Fürsten noch vor, er habe mit keinem Menschen darüber gesprochen, am allerwenigsten mit Nebenius! Es sollte nicht das letzte Mal sein, daß man Nebenius in solch in-samer Weise in den Hintergrund rückte.

Aber nach wenigen Wochen brach der Fürst sein dem Lande gegebenes Versprechen; die Verfassung blieb bei den Akten, und es bedurfte noch weit bringenderer Ereignisse, um den ewig zögernden, ewig mißtrauischen, von einer schleichenden Krankheit heimgefolgten und deshalb energielosen Großherzog von seiner Taktik des beliebten Hinausschiebens abzubringen.

Nebenius hatte in der Zwischenzeit in aller Stille für sich persönlich die Verfassungsprobleme durchgearbeitet. In einer Sitzung gab ihm der Großherzog einen selbständigen Auftrag; aus Gründen, die nicht geklärt sind, vielleicht stammten sie aus jener Affäre mit Sensburg. Das war im Frühjahr 1818. Nebenius war sehr rasch mit seinem neuen Entwurf fertig. Er wurde von der Kommission fast unverändert angenommen. Die Schlussitzung fand in Bad Griesbach statt, wo der schwer kranke Großherzog zur Kur weilte. Aber Nebenius wurde, vermutlich infolge einer Intrige, nicht zur Beratung zugelassen. Noch mehr: er sollte um Lohn und Ruhm seiner Arbeit überhaupt betrogen werden. Man hielt geheim, daß dies grundlegende Werk neuen staatlichen Aufbaues von ihm herührte. Andere ließen sich als große Staatsmänner feiern, sogar in Anwesenheit von Nebenius, der schweigen mußte. In anderen Ländern wurden die Verfasser der Konstitutionsurkunden hoch geehrt, von der Regierung belohnt und mit Orden ausgezeichnet, von dem Volk gefeiert, von der Presse gelobt; Nebenius erhielt nicht einmal ein Wort des Dankes. „Man hat Eitelkeiten geschont, jeder wollte der Verfasser sein. Schweigend nahmen bedeutende Männer, die nur das Verdienst der Prüfung und Billigung meiner Arbeiten ausdrücken konnten, Komplimente über ihre Autorität in den Kreisen der Salons, wie in öffentlichen Blättern hin“, schrieb Nebenius noch nach Jahrzehnten bitter in seinen Lebenserinnerungen.

Der deutsche Zollverein

Die unerhörte Arbeitskraft des jungen Nebenius konnte sich mit dem Amt und seiner Arbeit allein nicht begnügen. Zur gleichen Zeit, in der er das Grundgesetz des badischen Staates entwarf, schrieb er das Werk „Bemerkungen über den Zustand Großbritanniens in staatswirtschaftlicher Hinsicht“. Es war die Grundlage seiner Studien zur deutschen Zollfrage. Nebenius sah schon 1818 die Notwendigkeit eines einheitlichen deutschen Zollgebietes, einheitlicher Maße, Münzen und Gewichte, der Anlage großer Handelswege, Straßen und Kanäle; kurz, sein aufbauender, klarer Geist erblickte den wirtschaftlichen Weg nationaler Einigung Deutschlands schon zu einer Zeit, da diese Dinge noch als Utopien belächelt wurden. Nebenius legte seine Gedanken über einen deutschen Zollverein in einer Denkschrift nieder; der badische Minister Berstett verteilte sie bei den wichtigen Wiener Ministerkonferenzen von 1819; freilich ohne den erhofften Erfolg; weder Oesterreich noch Preußen hatten damals ein Interesse an der deutschen Einheit. 1820 veröffentlichte Nebenius seine Arbeit über den „Deffentlichen Kredit“, eines der bedeutendsten Werke der volkswirtschaftlichen Literatur. Als bester Kenner dieser Gebiete nahm Nebenius an den zollpolitischen Verhandlungen der süddeutschen Staaten teil; dagegen wurde er, der erste Anreger des deutschen Zollvereins, in kränkender Weise wieder einmal übergegangen, als etwa 15 Jahre später der Abschluß jener wirtschaftspolitischen Einigung Deutschlands Wirklichkeit wurde. Aber während man ihn amtlich ausschaltete, arbeitete Nebenius publizistisch um so mehr für seine Idee; 1833 veröffentlichte er seine „Denkschrift für den Beitritt Badens zum Zollverein“, und 1835 gab er das ausgezeichnete Werk „Der deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft“ heraus.

150

Außerdem hatte er inzwischen dem Großherzogtum ein einheitliches Maß- und Gewichtssystem verschafft: das damals noch vielfach bekämpfte, heute aber längst anerkannte metrische System.

Der Staatsmann

Als Großherzog Leopold die Regierung übernahm, bedeutete dies nicht nur eine Thronfolge, sondern zugleich einen politischen Kurswechsel. Der Liberalismus setzte sich durch. Nebenius wurde Staatsrat und Ministerialdirektor. In den folgenden Jahren gibt es kaum ein Gesetz, an dem Nebenius nicht mitgearbeitet hätte. Seine Arbeitskraft, seine Kenntnisse, sein klarer Blick, sein maßvolles Urteil, stets das Realpolitische erkennend und doch über das Tägliche hinausschauend, waren die starken Grundlagen seiner staatsmännischen Führung.

So ist es nicht verwunderlich, daß Nebenius weit über den Bezirk seines Ressorts hinaus anregend und gestaltend wirkte. Und nicht nur im Bereich der Staatsverwaltung, auch im badischen Landtag, der damals, bedeutsam weit über die gelb-roten Grenzpfähle hinaus, führend war in dem Kampf für die deutsche Einheit gegen das System Metternich, hatte Nebenius weitreichenden Einfluß. Der gelehrte Sachkenner, der eingeweihte führende Beamte und der gestaltende Politiker, dieser Dreiklang fruchtbarer staatsmännischer Arbeit konnte sich nun im Wesen von Nebenius entfalten. So arbeitete er bei der Neugestaltung der Zivil- und Strafprozeßordnung und bei den Beratungen über ein neues Strafgesetzbuch maßgebend mit. Seit 1831 war er Referent für die Hochschulen und höheren Lehranstalten. Der Wirtschaftspolitiker Nebenius erkannte die Bedeutung einer gründlicheren Ausbildung in Gewerbe, Handel und Industrie; die steigende theoretische und forschende, vor allem volkswirtschaftliche Bedeutung der Naturwissenschaften führte ihn zur Gründung einer Technischen Hochschule in Karlsruhe. Seine Ideen hierüber veröffentlichte er in der Schrift: „Ueber technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhang mit dem gesamten Unterrichtswesen“. An dem Volksschulgesetz von 1835, dem ersten modernen Schulgesetz Badens, hatte Nebenius weitgehend mitgearbeitet. Seine größte, erfolgreichste Schöpfung aber war der Bau einer Staatsbahn: Nebenius war es, der in einer Zeit, da man noch allgemein der Auffassung war, daß sei eine Angelegenheit des Privatkapitals, als erster den Gedanken vertrat, hier liege eine der größten Aufgaben des modernen Staates vor. Er setzte seine Auffassung durch. Als Winter starb, wurde er Präsident des Innenministeriums.

Aber schon im November 1839 wurde Nebenius wieder gestürzt. Das System Metternich sollte in Deutschland noch einmal triumphieren. In Baden siegte Blittersdorff, der unversöhnliche reaktionäre Gegner, über Nebenius. Nur der Großherzog bewahrte seine Hochachtung und meinte, sie würden bald wieder zusammenkommen.

Er sollte recht behalten. Schon 1843 ernannte Leopold ihn zum Mitglied der Ersten Kammer, 1845 kam der Umschwung — Nebenius wurde wieder Minister des Innern. Aber die Zeiten waren stürmischer und Nebenius nicht gesünder geworden. Schon im folgenden Jahre trat er wieder zurück und übernahm das ruhigere Präsidium des Staatsrates und hatte sich und Stimme im Staatsministerium, bis dann die Wogen der badischen Revolution und der darauf folgenden Reaktion auch ihn aus dem politischen Leben der Heimat wegschwemmen. Am 1. Juli 1849 wurde Nebenius pensioniert.

Der Gelehrte

Die letzten Jahre seines Lebens widmete Nebenius in stiller Zurückgezogenheit der Wissenschaft. Er war ja auch als Staatsmann stets so etwas wie ein Gelehrter gewesen. Seine Arbeiten lesen sich nicht, sachlich, etwas farblos. Sein Ehrgeiz und sein Selbstbewußtsein blieb stets sorgfältig verdeckt; seine intellektuelle Verfeinerung hemmte ihn am Zugreifen und Sichdurchsetzen.

Nebenius hatte schon früher eine Geschichte der Regierungszeit Karl Friedrichs begonnen; an ihr arbeitete er nun weiter. Er sollte das Werk leider nicht vollenden. Ein schweres Augenleiden hinderte ihn an steter Arbeit. Es bleibt bedauerlich, daß er jene Arbeit nicht zu Ende geführt hat; seine schon früher in den Anfängen des politischen Katholizismus entstandene Schrift „Die katholischen Zustände in Baden“, sowie seine Arbeiten im Nachlaß lassen erkennen, was hier un- verarbeitet blieb. Am 8. Juni 1857 starb Nebenius.

Ein reiches Leben war zu Ende. Ein großer Mensch ging in die Ewigkeit ein. Der badische Staat, das badische Volk hatte ihm viel zu danken; und war nicht immer dankbar gewesen. Vieles von dem, was er geschaffen, ist, lebendig weiterentwickelt, heute noch wirksam, und manches heute erst erfüllt. Denn Nebenius war vor allem, über das nur Badische hinaus, ein Kämpfer für nationale Einheit, als es kein Deutschland gab. Heute, am 150. Geburtstag des großen badischen Staatsmannes, sei er dankbar zu gedenken ist Pflicht eines jeden, der in badischer Heimat lebt und wirkt.

Karl Jordan / Das fränkische Raubrittergeschlecht von Rosenberg

I.

Die Burg Borberg und das Schloß in Grossfelsheim

Die Rosenberg sollen vom Rhein stammen; sie wurden 1381 vom Pfalzgraf Friedrich I. mit Burg und Amt Borberg belehnt. Im Laufe der Jahrhunderte, sie starben 1632 aus, glückte es ihnen, an Aemtern, Dörfern, Schlössern und Burgen als in ihrem Besitze oder im Teilbesitze befindlich, urkundlich nachweisbar zu erwerben: Giffingheim, Windischbach mit Seehof, Schweigern, Epyllingen, Niffingen, Affamstadt, Hochhausen, Oberschöpf, Dainbach, Buch am Horn, Volstedt, Sachsenflur, Waldmannshofen, Gelsheim und Schillingstadt. Ein gewaltiger Besitz. Fragt man sich, wodurch es dem Geschlechte gelang, zu so ausgedehnten Liegenschaften zu kommen, so kann diese Frage in der Hauptsache wohl mit Raub, Wegelagererei und Söldenreiterei beantwortet werden.

Mit der Besitzergreifung von Borberg, einer Burg nebst Amt, das den Ruf genoss, ein Haus des Friedens und der Barmherzigkeit zu sein, als Hospital und Pilgerhaus des Johanniterordens, setzte auf der Burg ein Raubritterunwesen ein, das in kurzer Zeit die Burg zu einem Raubnest und Schreckensort der verrufensten Art für das ganze Frankenland machte.

Die Rosenberg hatten die Burg zu einer schwer einzunehmenden Festung ausgebaut, worunter ein Turm zu erwähnen ist, der aus dem Muttergestein herausgearbeitet, ausgehöhlt und mit Schießscharten versehen war, wie auch der tiefe, um die Burg führende Graben und ein 100 Meter tiefer Burgbrunn. Vorgelagert war eine starke Bastion mit gewaltigen Mauern. Von der Burg führten mehrere unterirdische Gänge von je 3 Stunden Länge in die weite Umgebung. Einer von diesen ging durch den Reisberg, ein zweiter bis nach Bobstadt usw., so daß die Ritter jederzeit sich bei Belagerungen verproviantieren und auch sich selbst retten konnten. Daß solche gewaltige Arbeiten unter der Erde, durch Gestein und Felsen mit den damaligen primitiven Mitteln, Schweiß, Blut und Elend und Verzweiflung für die Arbeitenden im Gefolge hatten, wird verständlich, wenn man erfährt, wie hierzu die Untertanen in strengster Fron gezwungen wurden. Im Interesse der persönlichen Sicherheit der Ritter mußte diese Arbeit im Geheimen bleiben; so mußten Gefangene, ausgeplünderte Wanderer, Kaufleute usw., die das hohe Lösegeld nicht bezahlen konnten, hierzu gezwungen werden. Waren die Gefangenen Feinde der Ritter oder solche, die das Lösegeld nicht aufbringen konnten, verschwanden sie für immer in den Kerkern der Burg und wurden bis zu ihrem natürlichen oder unnatürlichen Tode Sklaven und Arbeiter in den unterirdischen Gängen usw. Welche Leistungen von diesen Bedauernswerten vollbracht wurden, beweisen diese Gänge zur Genüge; mußten nur für einen der Gänge von 15 000 Lfd. Metern Länge zirka 30 000 Kubikmeter Felsen, Steine und Erde gelöst und gefördert werden, die auf Handkarren bis drei Stunden Wegs zu befördern waren, um auf der Burg als Ball abgeladen zu werden. Beachtet man, daß diese Arbeiten von Menschen unter der Knute und bei spärlichem Essen, denen jede Hoffnung, einmal wieder das Tageslicht als freie Menschen begrüßen zu können, ausgeschlossen werden mußten, so läßt sich ein Bild machen von dem Elend dieser Unglücklichen. Der Chronist sagt von diesen Rosenberg, daß sie das Raubwesen nicht nur im großen Maßstabe, sondern als Gewerbe betrieben hätten und ihre Gefangenen in der schändlichsten und grausamsten Weise zu den Arbeiten gezwungen, mißhandelt, verstümmelt und getötet hätten. (Cristianus hist. „belli havori“). Wie es in den Verleihen der Raubritterschlösser ausgesprochen hat, berichtet Lorenz Fries in seiner Chronik über die Bischöfe von Würzburg: „Sechzig dieser Unglücklichen verschmachteten in den Kerkern vor Hunger und Frost“, und weiter: „Bei dem Wiederaufbau des zerstörten Schlosses Zabelstein im Jahre 1531 durch Bischof Konrad III. entdeckte man unter dem Schutt eines alten, zerfallenen Turmes Gebeine, Lumpen von Kleidungsstücken, Stiefeln mit langen Spizen und Sporen von in diesem Gefängnis verhungerten Männern. In einer Wamstasche fand sich ein Goldgulden mit dem Gepräge König Sigmund.“ — Lorenz Fries berichtet weiter, daß Bischof Johann II. in den Jahren seiner Pfälzigen Regierung das Stift durch seine üppige Hofhaltung so heruntergewirtschaftet habe, daß er nach Veräußerung und Verpfändung einer großen Anzahl von Aemtern, Städten, Schlössern, Burgen und Dörfern seines Stiftes sogar die Insignien seiner Würde: Inful, Stab und Ring, an Frankfurter Juden verpfändet habe. Auch die Gebrüder Rosenberg liehen dem Bischof 400 Gulden gegen Verpfändung der Aemter Rötlingen und Grossfelsheim. Da aber der Bischof an die Auslösung gar nicht

dachte, setzten die Gebrüder ihren Vetter Anselm von Rosenberg auf das Schloß Grossfelsheim als Amtmann über die Pfandobjekte. Dieser erhängte sich 1454 am Sonntag vor Unserer lieben Frau Verkündigung, im Schlafzimmer seines Schlosses. Als Selbstmörder durfte sein Leichnam, der Vorschrift gemäß, nicht durch „die Türe, Tor und Dach“ aus dem Haus getragen werden, es mußte unter der Türschwelle ein Kanal gegraben werden, durch den die Leiche gezogen wurde, um danach verbrannt zu werden. Anselm von Rosenberg hatte nur eine Tochter, infolgedessen waren die Aemter verfallen, und der Nachfolger von Bischof Heinrich II., Bischof Konrad, zog diese ein; die alleinstehende Tochter suchte Schutz bei ihren Verwandten in Borberg. Durch diese Einziehung verfeindete sich Bischof Konrad mit den Rosenbergs, wodurch letztere eine Unmenge von Repressalien ausübten. Durch das gewissenlose und jeder Menschlichkeit spottende Vorgehen der von Rosenberg bei Ausübung ihres Stegreifhandwerks wurde ihnen 1523 die Burg Borberg wieder einmal zerstört, 1470 geschah dies das erstemal aus gleichen Gründen durch den eigenen Lehnsheeren, den Pfalzgrafen Friedrich II., in Verbindung mit Erzbischof Adolf von Mainz und Bischof Rudolf von Würzburg. 1523 hatte der schwäbische Bund die Feste eingenommen und ausgebrannt. Nach dieser Zerstörung setzte der Pfälzer Kurfürst einen Stefan von Adelsheim als Verwalter über den Platz, mit der Absicht, die Burg nicht mehr den Rosenbergs zu Lehn zu geben. Doch der Kaiser, an den sich die Rosenbergs gewendet hatten, ließ, da er mit dem Kurfürsten wegen dessen Teilnahme am schmalkaldischen Kriege Feind geworden war, durch seinen Feldhauptmann dem Rosenberg wieder zustellen mit der Berechtigung des Wiederaufbaues der Burg, den Rosenberg auch sofort in Angriff nahm. Sieben Gemeinden bot er dazu auf, die in strengster Fron bei Tag- und Nacharbeit dies ausführen mußten.

Albert von Rosenberg, ein finsterner Mann, der gegen seine Untertanen und Arbeiter in unerhört grausamer Weise vorging, war auch seiner Frau gegenüber nicht viel maßvoller. Die ruchlose Behandlung der Arbeitenden bewog seine edler denkende Frau des Nachts, während der Ritter schlief, den Leuten Speise und Trank zuzutragen und ihnen Trost zuzusprechen. Eines Nachts merkte der Ritter dies, mißtrauisch, wie er war, glaubte er, seine Frau ginge auf Abwegen, er schlich ihr mit einer großen Art nach, in der Absicht, ihr den Kopf zu spalten, falls seine Annahme sich bestätigen sollte. Rechtzeitig erkannte er seinen Irrtum. Nun verewigte er diese Szene durch zwei lebensgroße, aus Sandstein hervorspringende, ausgebaute Figuren, von denen die rechte — sie waren in die Ringmauer über einem Tor eingemauert — seine Frau darstellen sollte, die in der rechten Hand eine Flasche, in der linken, in einem Traggeschirr zwei aufeinanderstehende Töpfe und einen Henkelkorb hält, während die linke Figur ihn, den Ritter vorstellte, der im Nachtwand, auf dem Kopfe eine Nachtmütze, mit einem Beil mit langem Stiel, schlagfertig in beiden Händen, abgebildet war. Im Jahre 1848 kamen die beiden Bildwerke nach Karlsruhe.

Bei dem Aufbau des Schlosses ereignete es sich, daß die sieben Schulzen (Bürgermeister) der fronenden Gemeinden, die die übermenschliche Anforderung und die unmenschliche Behandlung ihrer Dorfangehörigen nicht mehr mitansehen konnten, den Beschluß faßten, persönlich bei dem Lehnsheeren des Rosenberg, dem Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, vorstellig zu werden, um ihn zu bitten, sich der Gequälten anzunehmen. Auf der Reise nach Heidelberg machten die Bürgermeister in Adelsheim Halt; aus ihren in der Wirtschaft geführten Gesprächen entnahm die Magd des Wirtes ihr Vorhaben, die nun nichts Besseres zu tun wußte, als dem Rosenberg den Plan zu hinterbringen. Rosenberg ließ den Bürgermeister sofort nachsehen, sie gefangennehmen und nach Borberg zurückbringen. Er selbst ritt seinen fahndenden Kellern nach, und als sie ihm vor Angeltbüren entgegenkamen, ließ er ihnen bis auf einen, der entspringen konnte, sechs die Köpfe abschlagen. Doch auch der siebte, der Schulze von Bobstadt, namens Duenser, der sich in seinem Keller verborgen hatte, von seinem eigenen Knecht aber verraten wurde, wurde nachträglich ebenfalls enthauptet. Die Angehörigen der sieben Schulzen liehen an der Stelle der Bluttat drei hölzerne Kreuze am Wegrand errichten, die noch heute stehen und die ruchlose Tat allen Vorübergehenden und Nachkommen stets vor Augen führen und um ein still Gebet bitten sollen für die unschuldig Gemordeten.

Toni Rothmund / Kleines Glück / Novelle

II.

Dabeim angelangt, öffnete er den lächerlichen Glücksbrief, der nur ein paar nichtssagende Redensarten enthielt, die ungefähr auf jede Lebenslage und jeden Menschen paßten, und wollte ihn schon wegwerfen — da stand auf einmal das entzückende Gesicht des Sternenkindes vor seinen Augen, das da in Wind und Wetter neben einem unguuten Gefährten in einer Fahrmarktstube stand und kleines Glück verkaufte, und er steckte den Zettel — sorgsam und zärtlich lächelnd — wieder in die Tasche.

Wenn ein Seelenkundiger dem Mathematikprofessor Doktor Johannes Griesse auf den Kopf zugesagt hätte, daß er in ein Fahrmarktstübchen aus einer Sternentube verliebt sei, dann würde er das natürlich bestritten haben. Er hätte vielleicht erwidert, daß er für das Mädchen und ihr mutmaßliches Schicksal nur eine menschliche Teilnahme hege. Was ihn aber dazu bewog, jeden einzelnen Tag dieser ganzen Marktwoche über den Nummelplatz zu schlendern, an der Sternentube stehen zu bleiben und sich einen Glücksbrief zu kaufen, das hätte er nicht erklären können. Es war aber, als hinge seine Seligkeit davon ab, einen Herzschlag lang in dieses leuchtende Gesicht zu sehen und die warme, junge Stimme mit in seinen einsamen Abend hineinzunehmen.

Abend — Ende — Voranschluß. Das Leben rollte einem so unter den Händen weg, ohne daß man es genossen hatte.

Die abgeklärte Weisheit des Doktor Johannes Griesse war bedenklich ins Wanken gekommen, dafür wühlte ein geradezu teuflischer Schmerz in seiner Seele. Er war auch zu Hause gegen die arme Christine gereizt und unleidlich, so daß diese sich den Kopf darüber zerbrach, mit welchen köstlichen Gerichten sie seine Laune bessern könne, und ganze Tage in der Küche zubrachte, um ihn zu beglücken.

Johannes Griesse hatte schon sieben der kleinen Röllchen erworben, das Sternentubchen kannte ihn schon und leuchtete ihn an, wenn er kam. Da bemerkte er eines Nachmittags, als er wieder über den Markt wandelte, daß die Schicksalstube verschwunden war.

Es gab ihm einen Schlag aufs Herz. Zuerst dachte er, die Leute hätten sie vielleicht an einem andern Platz aufgeschlagen, aber vergeblich durchforschte er den ganzen Fahrmarkt — sie war und blieb verschwunden. Nachdem er eine Weile mit einem öden Gefühl auf dem leeren Platz gestanden hatte, fragte er einen Luftballonverkäufer, wo die beiden hingekommen seien.

„Ach, Sie meinen den Sternengucker Häddenus? Der ist „verschütt“ gegangen. Heute morgen haben sie ihn geschnappt. Es soll was mit seinen Flecken nicht in Ordnung gewesen sein. Die Kasse haben sie auch gleich mitgenommen. Kaufen Sie einen Luftballon, Herr, da haben Sie wenigstens etwas Reelles. Weissagungen sind Seifenblasen, die nicht halten.“

Sie saßen in Hast! Sicher waren sie unschuldig! Etwas Ernstes konnten sie nicht begangen haben. Vielleicht konnte er ihnen aus der Patsche helfen.

Zum Glück lebte man ja nicht in einer großen Stadt, sondern hier in einem gemüthlichen Landstädtchen, und der Amtsrichter, sein persönlicher Freund, würde mit sich reden lassen. Eilig begab sich der Professor Griesse ins Amtsgericht, wo er den Richter zum Glück noch auf dem Büro fand. Aufgeregt fragte er ihn nach dem verhafteten Sternentuber und seiner Gefährtin.

„Ach, du meinst den Häddenus?“ fragte der Amtsrichter, nahm seinen Zwickel ab und rieb ihn blau, setzte ihn wieder auf und betrachtete verwundert den sonst so gemessenen Freund. „Nun, diesen sogenannten Häddenus haben wir vorläufig in Verwahrung genommen. Seine Papiere, sein Wandergewerbechein, seine Steuerzettel — er verdient gar nicht wenig, sage ich dir — sind zwar soweit in Ordnung. Nur leider stimmt das Signalement nicht. Dieser Häddenus ist nämlich 1876 geboren — müßte also jetzt ein Alter von achtundfünfzig Jahren haben. Der Sternengucker, den wir eingelockt haben, ist aber höchstens vierundzwanzig. Da stinkt was in der Festschul“, vielleicht steckt eine dunkle Geschichte, am Ende gar ein Verbrechen dahinter.“

„Ach, geh! Die beiden sehen doch nicht wie Verbrecher aus!“ riefenhafte Auffassung eines Mathematikprofessors. Was weißt du von den Händeln dieses fahrenden Volkes. Das Mädchen ist übrigens weniger belastet, ihre Papiere sollen in Ordnung sein. Da du dich allem Anschein nach für diese Sternentubentube zu interessieren scheinst, wollen wir sie mal eben vorladen.“

Er drückte auf die Klingel und befahl dem eintretenden Diener, das verhaftete Fahrmarktstübchen zu einer kurzen Vernehmung vorzuführen. Darauf suchte er mit einem nassen Finger in allerlei Mappen.

„Wo hab' ich denn — wo sind denn die Akten? Aha — hier.“ Mittlerweile war das Mädchen hereingeführt worden. Sie sah verweint und niedergeschlagen, ihre dünne Bluse zerdrückt und ärmlich aus, sogar ihr Haar hatte sein helles Leuchten verloren und schien bestaubt und aschfarben. Sie mußte sich auf einen Stuhl setzen, während der Polizeidiener hinter ihr stehen blieb. Es war ein belämmender Anblick.

Der Richter hielt eine abgegriffene Legitimationskarte vor seine kurzschichtigen Augen und schaute gleich darauf verwundert und mißtrauisch das Mädchen an.

„Sie wollen also — eine Lux Reimers aus Hamburg — Studentin der Medizin an der Heidelberger Universität sein?“

„Ja, die bin ich,“ sagte sie kläglich, während eine dunkle Glut ihr Gesicht überzog.

„Sie sind beschuldigt, ohne Wandergewerbechein in einem Marktstand Handel getrieben zu haben?“

„Brauchte ich denn dazu einen Wandergewerbechein? Ich habe doch nur geholfen —“

„Spielen Sie, bitte, hier nicht den weißen Unschuldengel. Sie befinden sich in Gesellschaft eines Menschen, der unter einem falschen Namen und mit falschen Papieren reiste. Wollen Sie mir nun vielleicht sagen, wie eine Studentin der Medizin dazu kommt, in zweifelhafter Gesellschaft schwindelhafte Prophezeiungen zu verkaufen?“

„Ach, nun soll der gute Jochen Bullenweber auch noch eine zweifelhafte Gesellschaft sein!“ rief sie mitleidig aus.

Ein Schausteller von Beruf ist er jedenfalls nicht, und ebensowenig ist er dieser Thomas Häddenus. Wollen Sie mir jetzt wohl sagen, wo sich der wirkliche Häddenus zur Zeit aufhält?“

„In Heidelberg — in der Poliklinik. Da liegt er in Gips“, erwiderte sie prompt.

„In Gips?“

„Jawohl, Herr Amtsrichter, mit einem komplizierten Unterarmknochenbruch. Der Mensch, den Sie eingesperrt haben, ist Jochen Bullenweber, der Sohn des Senator Bullenweber aus Hamburg, Mediziner im vierten Semester und ein Landsmann von mir.“

In diesem Augenblick dröhnte ein gewaltiges Lachen durch den Raum. Johannes Griesse hatte den Kopf zurückgeworfen und lachte, lachte aus vollem Halse.

„Großartig! O guter Freund und Richter — ein Studentenstreich! Das ganze Verbrechen läuft auf einen Studentenult hinaus! Die beiden haben natürlich die Papiere getauscht. Der Schausteller liegt in Heidelberg im Gipsverband, und die beiden Studierführer derweil seine Geschäfte. O Jugend, o Freiheit, o zwanzig Jahre! Wen lockt es denn nicht, einmal auf Messen und Märkten umherzuziehen und ein kleines Glück zu verkaufen? Ich bitte um ein gnädiges Urteil für diese beiden Hochstapler!“

Das Mädchen hatte sich zu dem unerwarteten Fürspruch umgewandt und schaute ihm fassungslos ins Gesicht. Sie erkannte auf einmal ihren Kunden vom Fahrmarkt, und an seinem Lachen entzündete sich allmählich das helle Leuchten in ihrem Antlitz. Augen, Mund und Zähne strahlten wieder, sogar das Haar, das sie mit einer hundenhaften Bewegung aus der Stirn schüttelte, schien seinen Glanz zurückgewonnen zu haben. Sie war wieder wie ein Licht auf einem dunklen Leuchter und rief aus: „Ja, so ist es gewesen, ganz genau so. Aber es ist alles ganz genau meine Schuld, denn Jochen Bullenweber wollte erst gar nicht, er hat sich nur von mir überreden lassen. Ist es sehr schlimm, was ich getan habe? Wird er nun wirklich „vorbestraft“ in seinen Akten stehen haben und wird seine ganze Zukunft verdorben sein?“

Es sprach eine ehrliche Angst aus ihren Worten, so daß der Richter Mitleid mit ihr hatte.

„Nun, nun, nur ruhig Blut. Ich werde zunächst einmal nach Heidelberg schreiben, ob die Geschichte wahr ist.“

„Und was werden Sie dann tun?“

„Ich werde seine Papiere kommen lassen. Und darauf werde ich ihm einen falschen Strafzettel schreiben und — ihn laufen lassen.“

„Er wird also nicht ins Gefängnis kommen?“

„Ach wo. Ich will ihm nicht das Leben zerstören. Außerdem — ich habe genug damit zu tun, die richtigen Spitzbuben zu fangen. Mit den Lausbuben kann ich mich nicht auch noch befassen.“

„O Gott sei Dank!“ sagte das Mädchen und faltete unwillkürlich die Hände. Um ihr eigenes Schicksal schien sie weit weniger besorgt zu sein.